



ALEX
VAN GALEN

DIE TEUFFELS SONATE



Weltbild

Ein Roman über Leidenschaft, Verlust und Obsession – und die mitreißende Macht der Musik.

Mikhael Notovich ist ein gefeierter Pianist: ein furioser Liszt-Virtuose, unangepasst und wild, ein Frauenheld und Exzentriker und besessen von seiner Musik. Immer mehr spielt er sich in seine eigene, dunkle Welt ... Während eines Konzerts wird Notovich plötzlich wegen Mordverdachts an seiner Freundin Senna verhaftet – er selbst kann sich an nichts erinnern. Doch dann taucht der rätselhafte Valdin auf, der Notovich nicht nur mit seiner Musik und Besessenheit für Liszt herausfordern und übertrumpfen will. Er scheint das Geheimnis über Senna zu kennen und beginnt mit Notovich ein teuflisches Spiel ...

Alex van Galen

Die Teufelssonate

Aus dem Niederländischen von Arne Braun

Weltbild

Der Autor

Alex van Galen, 1965 geboren, studierte Literaturwissenschaft an der Universität von Utrecht und arbeitete als erfolgreicher Drehbuchschreiber für das Fernsehen. »Die Teufelssonate« ist sein zweiter Roman und wurde in den Niederlanden in kürzester Zeit zum Bestseller.

Die niederländische Originalausgabe erschien unter dem Titel Duivelssonate.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Alex van Galen

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Insel Verlag, Berlin

Übersetzung: Arne Braun

Copyright der deutschen Übersetzung von Arne Braun: Alle Rechte bei uns vorbehalten
durch Insel Verlag Berlin.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-046-6

Für Herman und Betty

»Somewhere in here I was born ... and there I died. It was only a moment for you. You took no notice.«

Aus: Vertigo von Alfred Hitchcock

PROLOG

Notovich war immer für sein ausgezeichnetes Gedächtnis berühmt gewesen. Der Pianist hatte Hunderte Kompositionen im Kopf, die er problemlos hervorzaubern konnte. Selbst noch Jahre, nachdem er sie einstudiert hatte. Und nicht nur die Noten, sondern auch die kleinsten Anweisungen des Komponisten, winzigste Variationen in der Dynamik. Sein Gedächtnis war ein Instrument für sich.

Bis zu jenem Abend.

Die Mitarbeiter des Theaters dachten, dass er nicht mehr kommen würde. Sie stritten schon darüber, wer sich mit einer kurzen Ansprache ans Publikum wenden sollte. Aber Punkt acht Uhr erschien er plötzlich in den Kulissen, lief auf die Bühne und setzte sich an den Flügel, ohne jemanden anzublicken.

In der ersten Reihe sahen manche Leute sofort, dass etwas nicht stimmte. Notovich war aschgrau und wirkte unruhig. Sein Haar war wirr, das Hemd hing ihm aus der Hose, und ein seltsames, nervöses Hüsteln plagte ihn. Doch das war nicht das Beunruhigendste. Jeder kannte die Geschichten über das bizarre Verhalten des Pianisten, darum waren seine Konzerte so gefragt. Er strahlte eine dämonische Kraft aus, die Angst einflößte, einen aber auch in Verzückung bringen konnte. Ganz vorn saßen meistens junge, attraktive Frauen, die beileibe nicht nur wegen der Musik kamen. Ein Abend mit Notovich war spannender als ein Blind Date, vor allem wenn man das Gefühl hatte, dass er vom Flügel aus kurz zu einem herüberschaute. Ein bisschen Wirbel war also normal.

Doch diesmal war da mehr.

Ein Raunen ging durch die ersten Reihen. Die Besucher hinten verstanden nicht, worüber die anderen sich erregten, sie saßen zu weit von der Bühne entfernt.

Notovich fing an zu spielen. Ein Präludium stand auf dem Programm, aber er hielt sich nie an Programme. Er begann mit der fünften Transzendentalen Etüde von Franz Liszt. Diese Etüde ist schwindelerregend schwierig, beinahe unspielbar. Kein normal denkender Mensch würde ein Konzert damit eröffnen.

Das Raunen wallte durch den Saal nach hinten und erreichte schon bald den Direktor des Pariser Theaters, der dort stand und zuhörte. Dieser erzählte anschließend in einer Talkshow seine Version der Geschichte, in der er natürlich die Hauptrolle spielte. Er war spät im Theater eingetroffen und hatte Notovich daher nicht selbst begrüßen können (er tönte immer, dass er so ein inniges persönliches Verhältnis zu »seinen« Stars habe, aber bei schwierigen Künstlern kam er regelmäßig zu spät). Er bemerkte, dass das Publikum unruhig war, doch auch er vermochte nicht zu erkennen, warum.

Im Laufschrift eilte er um den Saal herum. Leicht keuchend erreichte er den vorderen Eingang und schaute auf die Bühne. Von Notovich, der offensichtlich völlig in seiner Etüde aufging, war nur der Rücken zu sehen. Durch eine kleine Tür begab sich der Direktor in die Kulissen. Auch von dort aus konnte er nicht erkennen, was los war. In den ersten Reihen waren einige Leute aufgestanden und diskutierten, was zu tun sei. Andere gestikulierten, sie sollten sich setzen und still sein.

Er musste eingreifen, aber wie?

Er betrat die Bühne. Der Pianist schien tief in sich versunken. Er war halb über die Tasten gebeugt, um die letzten Akkorde so gut wie möglich zu platzieren. Hinterher sagte Notovich, er wisse nicht einmal, welches Stück er gespielt habe. Als habe jemand anderes von seinem Körper Besitz ergriffen. Da sei nur die Musik gewesen. Ansonsten totale Finsternis, dumpfe Stille.

Dem Direktor stockte der Atem, als er endlich die Ursache der Unruhe entdeckte: Der Pianist hatte Blut an den Händen. Notovich näherte sich nun den letzten Takten der Etüde und ging immer noch völlig in der Musik auf. Auch sein Hals und sein linkes Ohr waren blutverschmiert. War er verwundet? War das Blut schon vor seinem Auftritt da gewesen? Als der Direktor dem Pianisten vorsichtig die Hand auf die Schulter legen wollte, hörte er schnelle Schritte.

Von beiden Seiten kamen Polizisten auf die Bühne gelaufen, angeführt von einem Ermittler in Zivil. An allen Ausgängen waren Beamte postiert. Im Saal brach Chaos aus. Die Leute schrien durcheinander und griffen zu ihren Handys, um die Außenwelt zu informieren. Manche filmten das Geschehen sogar.

»Monsieur, es tut uns sehr leid, aber wir müssen Sie festnehmen.«

Keine Reaktion. Notovich war gerade bei seinem allerletzten Akkord. Der Direktor wartete den Schluss nicht ab und legte die Hand auf Notovichs Arm. Die Musik blieb ungeschlüssig in der Luft hängen und schien sich dann in nichts aufzulösen. Der Saal verstummte. Der Pianist schaute erstaunt auf die fremde Hand.

Der Ermittler räusperte sich.

»Bitte kommen Sie mit aufs Revier. Es geht um das Verschwinden von Senna van Ruysdael.«

Dieser Name schien nicht zu dem Pianisten durchzudringen. Er schaute den Polizisten mit dem wilden Blick eines Kindes an, das gerade bestraft worden ist.

»Soll ich weitermachen?«

Der Direktor schüttelte den Kopf, das sei nicht nötig. Dann ließ Notovich sich unter dem Piepen und Klicken von Handys und Kameras füglich abführen. Im Internet kursierten noch am selben Abend Aufnahmen, verwackelt und schlecht belichtet: Notovich schwebt zwischen zwei Uniformen über die Bühne, bleich, mit leeren Augenhöhlen, ein Echo aus einer anderen Welt.

Direkt vor der Bühne brach eine Frau zusammen. Eine andere begann laut zu schluchzen. Das war ihr Notovich, niemand durfte ihn verletzen. Manche Leute spürten, dass dies ein historischer Moment war, und fingen an zu klatschen. Der zögernde Applaus schien den Pianisten seltsamerweise doch zu erreichen. Reflexartig drehte er sich um und machte eine elegante Verbeugung. Es war das letzte Mal, dass das große Publikum ihn spielen hörte.

In den ersten Tagen umgab ihn Sennas Anwesenheit noch wie ein Parfüm, das langsam verflog. Er konnte sie auf seiner Haut spüren, in seinen Kleidern riechen und neben sich im Bett liegen sehen. Aber danach begann das große Vergessen, gnadenlos wie das Fortschreiten der Zeit. Die Details verblassten. Die kleinen Flaumhärchen auf ihrer Wange, die seltsame Ausstülpung ihres Nabels und der Geschmack ihrer Haut – alles wurde unschärfer. Manchmal kam auf einmal eine ihrer bizarren Bemerkungen in ihm hoch, doch dann zweifelte er wieder: Hatte sie wirklich genau diese Worte gebraucht? Auch die entglitten ihm immer häufiger.

Aber das war nicht das Einzige, was er verloren hatte. Ihre letzten Stunden waren vollständig aus seinem Gedächtnis gelöscht.

Der Tag, an dem sie verschwand, hatte angefangen wie alle anderen. Er hatte lange im Bett gelegen und gelesen. Als er Hunger verspürt hatte, war er lustlos zu einem Restaurant geschlendert. Danach war er stundenlang durch die Straßen gestreift, wie er es öfter tat. Seit die Beziehung mit Senna vorbei war, fehlte seinem Leben jede Richtung. Doch was an jenem Tag sonst noch geschehen war, wusste er nicht mehr.

Die Polizei unternahm zunächst nicht viel, als die Meldung über Sennas Verschwinden einging. Eine Streife schaute bei seiner Wohnung vorbei, aber er war nicht zu Hause. Niemand hatte ihn gesprochen oder gesehen. Bis eine Nachbarin abends beobachtete, wie er in ein Taxi stieg, um zu seinem Auftritt zu fahren. Sie sah die Blutspuren auf seiner Haut und den wilden Blick in seinen Augen. Sie rief sofort die Nummer an, die die Polizisten ihr gegeben hatten.

Da wurde Alarm geschlagen.

Notovich war ein paar Wochen zuvor in Zusammenhang mit einem anderen Zwischenfall schon einmal vernommen worden. Senna war damals nach einem Verkehrsunfall ins Krankenhaus gekommen, und jemand hatte der Polizei den Tipp gegeben, dass Notovich den Unfall absichtlich verursacht habe. Man hatte ihn verhört, aber das Opfer hatte keine Anzeige erstattet.

Dieser Vorfall machte Notovich nun zusätzlich verdächtig.

Er wurde inhaftiert.

In seiner Wohnung fand die Polizei nichts, was auf ein Verbrechen oder Selbstmord hingewiesen hätte. Jemand von der Spurensicherung kam in seine Zelle, um eine Probe des getrockneten Bluts von seinem Hals und seinen Händen zu nehmen. Notovich ließ ihn gewähren. Seine Kleidung wurde mit Schwarzlicht gescannt, doch man fand keine Blutspuren darauf. Sie wollten unter seinen Fingernägeln nach Hautpartikeln des möglichen Opfers suchen, nur waren diese zu kurz, wie bei vielen Pianisten. Immer wieder stellten die Ermittler dieselben Fragen und hielten ihn stundenlang fest. Notovich erinnerte sich an nichts.

An gar nichts.

Sie glaubten ihm natürlich nicht. Aber die Zeit drängte, denn ohne Beweise konnten sie ihn nicht unbegrenzt festhalten. Nachdem sie ihn eine Nacht lang verhört hatten, wurde er zu einer medizinischen und psychologischen Untersuchung in eine geschlossene Anstalt gebracht. Dort bekam er etwas zu essen und durfte sich duschen. Zum ersten Mal war er für einen Moment allein.

Als er sich auszog, roch er Sennas Parfüm auf dem T-Shirt unter seinem Oberhemd. Unbestimmte Gefühle wallten in ihm auf. Sie hatte dieses T-Shirt nachts oft getragen, darum trug auch er es so gern; es half ihm, in die richtige Stimmung für einen Auftritt zu kommen. Erst als er es weglegen wollte, bemerkte er, dass Blutflecke darauf waren. Er hatte das saubere Oberhemd offenbar vor dem Konzert über das T-Shirt gezogen. Die Polizei hatte es übersehen.

Sie hatten gesagt, dass er seine gesamte Kleidung in die Plastiktüte, die auf dem Bett lag, stecken solle, aber er stopfte das T-Shirt in ein Nachtschränkchen, bevor jemand hereinkam. Er wusste selbst nicht genau, warum.

Zwei Tage lang wurde er von Neuropsychologen untersucht. Zuerst wurde überprüft, ob er Verletzungen am Kopf hatte, dann wurden mehrere CTs gemacht, die ebenfalls nichts ergaben. Jeder Experte zog seine eigenen Schlussfolgerungen. Der eine sprach von einem verdrängten Trauma. Das würde von selbst wieder hochkommen (viel

Reden sei die Lösung). Der zweite wies darauf hin, dass Notovich schon öfter Blackouts gehabt habe. Das könne auf verschiedene neurologische Erkrankungen hindeuten, von Parkinson bis zu beginnender Demenz. Experte Nummer drei war wortkarger. Er wolle keine Anschuldigungen äußern, die er nicht mit absoluter Sicherheit beweisen könne. Auf Drängen hin formulierte er nach sorgfältiger Abwägung des Für und Wider so nuanciert wie möglich seine Meinung: Notovich lüge wie gedruckt. Daraufhin wurde ein ausführlicher Persönlichkeitstest durchgeführt. Das Ergebnis war vorhersagbar. Er neige zu Labilität und neurotischem Verhalten. Jugendtrauma. Bindungsprobleme. Und noch ein paar interessante Erkenntnisse, die Notovich schnell wieder vergaß.

Seinem Anwalt reichte es. Die Polizei konnte Notovich nicht länger festhalten, denn es war noch nicht einmal eine Leiche gefunden worden. Also ließ man ihn vorläufig frei. Bevor er ging, zog er das T-Shirt unter seine anderen Sachen.

Die Polizei hatte in seiner Wohnung ziemlich gewütet. Er machte sich nicht einmal die Mühe, alles wieder aufzuräumen. Er klammerte sich an die letzten Reste von Sennas Geruch, die dort hingen: der Tee, den sie trank, das Deo, das noch auf dem Waschbecken stand. Fotos hatte er nicht, die waren für ihn immer nur kraftlose Waffen gegen die Sterblichkeit gewesen. Jetzt hätte er viel für ein einziges Passbild gegeben.

Die Polizei unternahm inzwischen eine groß angelegte Suchaktion nach Sennas Leiche. Sie wurde nicht gefunden. Auch die Blutanalyse erbrachte zur Verwunderung der Ermittler keinen schlüssigen Beweis. Die Proben enthielten nicht genügend DNA, um eindeutig feststellen zu können, ob sie von Senna stammten. Wahrscheinlich hatte er sehr geschwitzt oder Bodylotion auf der Haut gehabt. Niemand hatte mit diesem Ergebnis gerechnet.

Eine halbe Stunde später standen sie wieder vor Notovichs Tür. Es müsse doch irgendwo Kleidung mit Blutflecken liegen. Notovich sagte, seinen Anzug und sein Hemd habe er der Kripo bereits ausgehändigt. Sie wollten die Wohnung noch einmal durchsuchen. Aber Notovich, der durch seinen Anwalt darauf vorbereitet war, weigerte sich, die

Polizei hereinzulassen; er habe nun genug mitgearbeitet. Die Stimme des Kriminalbeamten klang heiser vor unterdrückter Abneigung: »Wir kommen heute Nachmittag mit einem Durchsuchungsbeschluss wieder. Sie verstehen, dass Sie sich für unsere Ermittlungen zur Verfügung halten müssen. Wenn Sie Paris verlassen, betrachten wir Sie als flüchtig.«

Notovich verstand das nur allzu gut. Er verstand, dass sein Leben vorbei war. Dass sie nie glauben würden, dass er sich an nichts erinnerte. Und dass sein Verlust nur noch größer werden würde, wenn er in dieser Wohnung bliebe, in dieser Stadt, wo er an jeder Straßenecke erwartete, ihr über den Weg zu laufen. Sobald die Polizei weg war, raffte er die allernotwendigsten Sachen zusammen und verstaute sie in einer Tasche. Dann holte er seine Papiere und Bankkarten. Er wusste, dass es dumm war zu fliehen, aber er hielt es hier nicht länger aus.

Er nahm die Metro zum Bahnhof und kaufte sich eine Fahrkarte nach Amsterdam. Er bezahlte in bar. Als er in den Zug stieg, hielt ihn niemand zurück. Die Fahrt schien endlos zu dauern. Er war ständig darauf gefasst, dass jemand seinen Pass verlangen würde, und verbarg sich stundenlang hinter seiner Zeitung. Es kam niemand. Als sie die niederländische Grenze passierten, fühlte er sich kaum erleichtert.

In Amsterdam versteckte er sich zunächst eine Zeit lang in einem Billighotel für Jugendliche und ließ sich einen Bart wachsen. Er kam fast nie aus seinem Zimmer und niemand erkannte ihn. Er erwartete, dass die französische Polizei eine Großfahndung starten würde, doch das geschah nicht. Inzwischen hatte die Nachricht auch die Niederlande erreicht. Einer Zeitung entnahm er, dass seine Wohnung in Paris nochmals durchsucht worden war. Man hatte nichts gefunden. Die Franzosen forderten die niederländische Regierung auf, den Pianisten anzuliefern. Aber niemand wusste, ob er überhaupt in den Niederlanden war. Außerdem fand das Außenministerium, bei den Ermittlungen seien Fehler gemacht worden. Notovich sei immer noch niederländischer Staatsbürger. Er habe Rechte.

Und so versandeten alle Versuche der Franzosen. Nach ein paar Wochen Gezerre stellten sie die Ermittlungen vorläufig ein. Dann erst

wagte Notovich, seinen Anwalt unter dessen Privatnummer anzurufen. Der Anwalt reagierte ziemlich förmlich, denn genau wie Notovich fürchtete er, dass das Gespräch abgehört wurde. Er sagte, Notovich habe mit seiner Flucht einen großen Fehler begangen. Aber er ließ durchschimmern, dass es vorerst keinen Grund zur Besorgnis gebe, solange er sich nur ruhig verhalte. Ins Ausland dürfe er natürlich nicht reisen.

Der Fall kam tatsächlich nicht vor Gericht. Nicht, dass es Notovich viel ausgemacht hätte. Er hätte seine Zeit ebenso gut in einer echten Zelle verbringen können. Sein Gedächtnisverlust war für ihn auch ein Gefängnis, allerdings eins, dessen Schlüssel verloren gegangen war. Das Einzige, was er noch von Senna hatte, war das T-Shirt mit ihrem Geruch. Er hatte keine Ahnung, warum er sich nicht davon trennen konnte. Er hätte auch etwas anderes mitnehmen können, das ihn an sie erinnerte, das wäre zweifellos schlauer gewesen. Vielleicht brauchte er etwas, das ihm bewies, dass sie wirklich verschwunden war. Oder dass sie wirklich existiert hatte. Denn das Blut stammte von Senna, das wusste er genau.

Er zog in einen alten Abstellkeller, der früher ihm gehört hatte, doch jetzt auf den Namen seiner Halbschwester Linda lief. Der Keller war zehn Minuten zu Fuß von ihrer Wohnung entfernt. Sie kaufte ein, kochte ab und zu für ihn und war lange Zeit sein einziger Kontakt mit der Außenwelt. Er lag den ganzen Tag im Bett oder auf dem Sofa, wusch und rasierte sich nicht und aß kaum etwas. Er sah niemanden.

Er wollte mit seiner Vergangenheit ins Reine kommen, aber wie kommt man mit einem schwarzen Loch ins Reine? Sein Gedächtnis hatte sich in einen pechschwarzen Strudel verwandelt, der alles verschluckte, was in seine Peripherie kam: Meteore, Monde, Planeten und Senna, die Sonne.

Eine überwältigende Müdigkeit kroch in seine Arme und Beine. Senna entglitt allmählich seiner verzweifelten Umarmung. Selbst an sie zu denken, wurde ihm zu anstrengend. Nachts konnte er nicht schlafen, und tagsüber konnte er nicht wach bleiben, sodass Tag und Nacht wie Sirup ineinanderflossen. Fast unmerklich und langsam wie ein Öltanker

war seine Welt zum Stillstand gekommen. Sogar seine Wut verebbte. In seinen düstersten Momenten wollte er aus dem Fenster springen, aber er hatte nicht die Energie dafür. Und außerdem hockte er ja in einem Keller. Manchmal schrie er die Wände an. Vielleicht würde es Trost spenden, wenn jemand zuhörte, doch es hörte niemand zu.

Schließlich griff Linda ein. Sie steckte ihn unter die Dusche und brachte ihn zum Arzt. Widerwillig ging er mit, aber als er einmal da war, erzählte er offenherzig, wie er sich fühlte. Der Arzt erkannte ihn nicht als den großen Musiker. Er schaute die ganze Zeit auf seinen Computerbildschirm und schlussfolgerte dann: »So, es geht Ihnen also momentan nicht besonders? Das ist nicht so schön für Sie.« Dann verschrieb er ihm ein paar »Pillen«, durch die er sich besser fühlen würde.

Die Pillen halfen nicht.

Zu guter Letzt stellte Linda ihn einer Freundin vor, die hin und wieder mit Notovich reden wollte, wenn er das Bedürfnis danach hatte. Doch er roch die professionelle Fürsorge schon aus einem Kilometer Entfernung. Außerdem fand er es leichtsinnig von Linda, jemandem zu sagen, wer er war. Aber sie meinte, dass man Nicole vertrauen könne. Sie ließ das Thema vorläufig ruhen und fing eine Woche später wieder davon an. Nicole sei eine Psychiaterin, die für ihre Hilfe Fristen setze. Sie lasse ihre Patienten nicht einfach so herumwursteln. Außerdem könne er jederzeit damit aufhören. Was halte ihn noch zurück?

Eines Nachts sah er Senna im Traum vor sich. Er saß an den Tasten, und sie lag nackt bäuchlings auf dem Flügel, verspielt und herausfordernd, als wolle sie sagen: »Warum höre ich nichts? Ich warte hier schon eine Ewigkeit auf ein schönes Präludium.« Ein Teil von ihm wusste, dass er schlief und dass sie nicht echt war, aber er konnte sich nicht entsinnen, warum nicht. Er beugte sich zu ihr und ihr Körpergeruch kroch ihm in die Nase. Tausend kleine Erinnerungen kamen hoch, tausend kleine Déjà-vus. Als er sie küssen wollte, zog sie den Kopf ein Stück zurück.

»Liebling ... wirst du auch weiterhin für mich spielen?«

»Immer.«

Er spürte plötzlich, dass sie nicht allein waren. Im Halbdunkel glaubte er den Schatten eines Mannes auszumachen. Nach einigem Starren sah er deutlich das Funkeln in dessen Augen. Der Blick hatte etwas Bösartiges. Notovich wollte den Mann fragen, wer er sei, aber tief im Inneren kam ihm die schemenhafte Gestalt vertraut vor, als würde er ihn schon seit Jahrhunderten kennen. Er hätte vielleicht Angst empfinden müssen, doch dem war nicht so. Der Mann im Dunkeln sagte nichts, sondern setzte sich an den Flügel und fing an zu spielen. Es war die ungewöhnlichste Musik, die er je gehört hatte. Der Pianist beherrschte das Instrument auf eine Weise, die Notovich nie für möglich gehalten hätte. Die seltsame Melodie führte ihn direkt zu der Stelle in seinem Herzen, wo er all seinen Schmerz versteckt hatte, einen Schmerz, den er zum ersten Mal berühren konnte, ohne davon erdrückt zu werden. Er wusste, dass er gleich aufwachen würde, aber das wollte er nicht. Er wollte der Musik folgen. Dann erstarb die Melodie wie bei einer Spieldose, die wieder aufgezogen werden muss. Und auch sie schien sich nun aufzulösen. Er wollte sie nicht gehen lassen. Er wollte diesen Moment so gern festhalten, sie festhalten.

»Lass mich gehen, du tust mir weh, Mischa! Ich kriege keine Luft, Mischa! Mischa ...!«

Schweißnass schreckte er hoch, warf die Decke von sich und schaute sich im Keller um. Er hatte sie wieder verloren. Aufstehen. Er musste aufstehen. Er ignorierte den Durst, den scheußlichen Geschmack in seinem Mund und das Hämmern in seinem Kopf. Er musste zuerst seine Arme und Beine in Bewegung bringen. Die waren bleischwer. Nach ein paar Schritten stieß er im Dunkeln mit dem Zeh gegen einen Stuhl. Er wollte sich auf den Boden setzen, landete aber auf einer zerdrückten Bierdose. Ganz unten in einer Schublade fand er schließlich den Schlüssel, den er suchte.

Der Flügel stand in einer Ecke hinter dem Gerümpel. Er hatte seiner Mutter gehört; als Kind hatte er darauf zum ersten Mal vor Verwandten und Freunden gespielt. Jetzt war das Instrument mit einem Vorhängeschloss und zwei Stahlbügeln verschlossen. Die hatte er nach seiner Flucht aus Paris selbst mit einem Ziegelstein hineingerammt. Notovich hatte in der ganzen Zeit keine Note Musik gehört oder

gespielt. Er war davon überzeugt, dass seine Obsession für Musik die Ursache seines Schicksals sei. Aber in der kleineren Abstellkammer neben dem Wohnraum stand ein anderes Klavier, ein altes Ding mit abgedeckten Saiten. Darauf zwang er sich, jeden Tag zu üben, um seine Finger geschmeidig und kräftig zu erhalten. Und so übte er tagaus, tagein die schwierigsten Kompositionen, ohne je einen Ton hervorzubringen. Es war ein dünnes Band zu seinem alten Leben.

Die Tasten des Flügels hatte er die ganze Zeit nicht angerührt. Er fegte zwei Kartons mit Fotos vom Deckel und steckte den Schlüssel ins Schloss. Als er das Instrument zum ersten Mal wieder öffnete, stieg Panik in ihm auf. Zögernd setzte er sich. Mit dem Zeigefinger versuchte er die Melodie nachzuspielen, die er im Traum gehört hatte, doch die Melodie war verflogen. Enttäuscht schloss Notovich den Deckel und sperrte ihn mit dem Vorhängeschloss wieder zu. Dann warf er den Schlüssel ins Klo. Der blieb auf dem Boden des Beckens liegen.

»Wie war deine Woche?«

»Genau wie die vorige, voller Spannung und Sensation.«

Nicole gab sich keine Mühe zu lächeln und Notovich schwieg wieder. Wenn er andauernd darüber nachdenken sollte, wie es ihm ging, dann fühlte er sich nur noch schlechter. In das schwarze Loch zu blicken, war für ihn nicht mehr so ein großes Problem, aber er wollte doch in sicherer Entfernung am Rand stehen bleiben. Er wollte nicht davon verschlungen werden. Er blickte zur Seite und lauschte, ob es regnete.

»Bist du überhaupt mal draußen gewesen, Mikhael?«

Früher hatten ihn alle Notovich genannt, doch Notovich gab es Gott sei Dank nicht mehr. Die Anonymität passte ihm wie eine bequeme Jeans und alte Turnschuhe.

»Ich war gestern im Gemüseladen, Äpfel kaufen.«

»Und am Tag davor?«

»Da hatte ich keinen Appetit auf Äpfel. Aber sollte ich noch was aus dem Gemüseladen brauchen, dann werde ich nicht zögern, das verspreche ich.«

»Schön zu hören«, brummte sie.

»Es geht mir besser. Das rufen zumindest alle den ganzen Tag.«

»Wer ist >alle<?«

»Linda.«

»Aber du findest nicht, dass sie recht hat?«

»Wie soll ich das beurteilen? Ich würde gern deine Meinung hören.«

»Na gut, schauen wir mal. Es fällt dir leichter zu reden, du bist aktiver und aufmerksamer. Das sind alles gute Zeichen.«

Es klang nicht wirklich optimistisch. Als habe sie auf einen großen Durchbruch gewartet, der einfach nicht kam. Notovich studierte ihr Gesicht. Nicole war eine kleine, stämmige Frau mit braunem Igelschnitt, riesigen Ohrfläppchen und einem zarten, blassen Teint. Auf den ersten Blick wirkte sie ziemlich launisch. Das Leid ihrer Patienten hatte sich in den letzten Jahren in ihrer Haut festgesetzt wie Zigarettenschmuck in einem Oberhemd. Aber dieser mürrische Blick verbarg eine Schwäche für all ihre Patienten, das wusste er inzwischen. Wenn nötig, würde sie ihn

sogar bei sich aufnehmen und jeden Abend in den Schlaf singen. Nicht, dass er dort jemals würde übernachten wollen. Seiner Schwester zufolge hatte Nicole zwei gigantische Neufundländer zu Hause, die sie den ganzen Tag verhätschelte, während die Viecher ihr den Garten vollschissen und das frisch gebackene Brot auf der Anrichte wegfraßen. Das wunderte Notovich nicht.

»Ich habe gestern Bier getrunken«, sagte er in einer Anwendung von Offenherzigkeit.

»Nur zu.«

»Ich wollte mal überprüfen, ob diese hysterischen Warnungen auf den Beipackzetteln stimmen.«

»Und?«

»Sie stimmen.«

»Woher weißt du das?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Hattest du Albträume?«

Er wollte auf die Uhr schauen. Verdammt, er musste sie zu Hause liegen gelassen haben. Er hatte nicht vor, seinen Traum mit ihr zu besprechen, als ob es um eine Nebenwirkung ginge. Er bekam einfach Durst von diesen Tabletten. Und einen ekligen Geschmack im Mund. Darum hatte er Lust auf ein Bier gehabt, auch wenn es überhaupt nicht geschmeckt hatte. Nicole fragte, ob sie ihm lieber etwas anderes verschreiben solle, aber das hielt er nicht für nötig. Davon würde er höchstens einen anderen unangenehmen Geschmack bekommen.

Wieder Stille.

»Es wundert mich, dass du nicht von morgen anfängst. Das ist doch ein großer Tag für dich.«

»Ist das schon morgen?«, fragte er scheinbar nonchalant.

Linda hatte ihm eine Stelle am Konservatorium organisiert. Das war nicht ohne Aufregung über die Bühne gegangen. Die Leitung wollte natürlich gern so einen großen Namen an ihre Einrichtung binden, nur konnten sie die ganze Sache von vor zwei Jahren schließlich nicht einfach so vergessen. Linda hatte sich darauf vorbereitet, dass das Thema zur Sprache kommen würde. Um keine Fehler zu machen, hatte sie sich sogar Tipps aus einem Selbsthilfebuch geholt. Aber als das

Gespräch auf eine Art Verhör hinauslief, zeigte sich, dass sie doch weit weniger entspannt, offen und voller Frieden war, als sie es sich eingepflicht hatte. Vor der versammelten Leitungsmannschaft bekam sie einen Wutanfall: Wer waren sie denn, dass sie ihren Bruder dermaßen verurteilten? Einen so begabten Musiker! So gestört wie Beethoven oder Schumann konnte er ja wohl nicht sein? Oder würden sie die auch als Dozenten ablehnen? Na? Na? Na dann!

Der Punkt ging natürlich an sie. Nach reiflicher Überlegung fand man eine Lösung: Notovich dürfe zunächst zwei Schüler unter seine Fittiche nehmen. Dabei mangelte es durchaus nicht an Interesse. Das Gerücht, dass der Virtuose unterrichten würde, sorgte für Aufregung unter den Studenten. Einer aus einem höheren Semester stellte sogar eine Liste mit Bewerbern zusammen. Dass Notovich den Ruf hatte, ein gefährlicher Irrer zu sein, schreckte offenbar niemanden ab. Im Gegenteil: Auf der Liste standen sage und schreibe dreiundvierzig Namen – nicht nur Pianisten, sondern auch Geiger, Flötisten, Sänger und ein Akkordeonist («Mein Instrument hat wenigstens Tasten«, hatte der empört gerufen).

Die Leitung beschloss, zwei Versuchskaninchen auszuwählen. Man ging dabei so demokratisch wie möglich vor: Es wurden zwei fortgeschrittene Studenten mit ausreichend Talent und einem nicht allzu schwierigen Charakter auserkoren, damit Notovich sich nicht langweilen, aber auch nicht allzu sehr »proviziert« werden würde. Was der künstlerische Direktor in seinem Memo mit »proviziert« meinte, blieb offen.

Notovich war nicht erfreut über den Alleingang seiner Schwester. Er hatte wenig Vertrauen in Bildungsanstalten, wo so viele mittelmäßige Pianisten herangezüchtet wurden. Aber er fühlte sich doch geschmeichelt von dem Enthusiasmus, den alle auszustrahlen schienen. Außerdem war der September noch so weit weg.

Damals zumindest.

Ihm wurde bewusst, dass er sich morgen zum ersten Mal seit Langem wieder unter Menschen begeben würde. Die Nachricht, dass er sich in den Niederlanden aufhielt, konnte die Medien also jeden Moment erreichen. Er hatte keine Ahnung, was ihn erwartete. Seiner niederländischen Anwältin zufolge bestand für ihn keine Gefahr. Die

Franzosen hätten ihren Auslieferungsantrag vorläufig zurückgezogen. Es sei nie eine Leiche gefunden worden. Solange er in den Niederlanden bliebe, könnten sie ihm nichts anhaben.

Er selbst hatte da so seine Bedenken. Vorsorglich ließ er seine gesamte Korrespondenz über Lindas Adresse laufen. Linda hatte alle Beteiligten am Konservatorium gemahnt, die Presse nicht zu informieren. Er erwog, seinen Anwalt in Paris noch einmal anzurufen, aber er wollte keine schlafenden Hunde wecken.

»Was denkst du?«

»Ich weiß nicht.«

»Das Konservatorium hat dir ein schönes Angebot gemacht. Vielleicht ist es ja gut, wenn du so langsam wieder nach vorn schaust.«

Dem hatte er nichts entgegensetzen.

»Du bist durch die Hölle gegangen. Es war ein unvorstellbarer Verlust«, sagte sie. »Deine Schuldgefühle zeigen nur, wie sehr du sie geliebt hast. Und immer noch liebst.«

Es war wieder still.

»Ich war voller Blut«, erwiderte er schließlich.

»Vielleicht hast du versucht, sie zu retten.«

»Vielleicht auch nicht.«

»Vielleicht auch nicht, nein. Du kannst dich natürlich der Polizei stellen.«

»Wieso? Findest du, dass ich das tun sollte?«

Notovich studierte ihren Gesichtsausdruck. Sie probierte offensichtlich, ihn in Bewegung zu bringen. Nicole hatte ihm geraten, sich ganz auf eine Sache zu konzentrieren, wenn er spüre, dass ihn Angst überkam. Also hatte er sich angewöhnt, während der Sitzungen ihre riesigen Ohrläppchen zu fixieren. Doch das half jetzt nicht.

»Ich frage mich nur, ob dein Verhalten konsequent ist«, sagte sie.

»Du glaubst, dass du einen Mord begangen hast, und fühlst dich schuldig. Aber du stellst dich nicht.«

»Damit löse ich meine Schuld nicht ein.«

»Nach dem Gesetz schon.«

»Aber nicht nach mir. Es geht doch darum, was ich fühle? Wegen dem, was ich ihr angetan habe? Dem muss ich ins Auge sehen.«

»Du meinst, mit einer Gefängnisstrafe würdest du nicht wirklich Verantwortung für ihren Tod übernehmen?«

»In einer Zelle zu sitzen und herumzumaulen, dass man es nicht getan hat, ist eine Art von Feigheit.«

»Und das hier?«

»Das was?«

»Dein Leben, wie es jetzt ist.«

»Ich verstehe nicht.«

»Du lebst doch auch wie ein Gefangener. Du hockst in einem Keller, der ebenso gut eine Zelle sein könnte. Du kommst nicht aus dem Haus. Deine Schwester bringt dir dein Essen wie ein Aufseher. Es ist deine persönliche Form von Einzelhaft. Wie viele Jahre gibst du dir noch, Mikhael? Lebenslänglich? Für einen Mord, der vielleicht gar nicht begangen wurde?«

Er konzentrierte sich wieder auf ihre Ohrläppchen. Sie erinnerten ihn immer an Buddhastatuen. Aber heute hatte es keinen Sinn.

»Vielleicht bin ich gefährlich«, sagte er nach einer langen Pause.

»Glaubst du das?«

»Im Augenblick vielleicht nicht. Ich schlucke meine Pillen und tue brav, was die Tante sagt.«

»Mikhael, du leidest unter überwältigenden Schuldgefühlen. Das ist nicht gerade charakteristisch für einen Psychopathen oder Serienmörder. Vielleicht solltest du dir eine Chance geben. Das ist jetzt der Moment. Versprichst du mir, dass du morgen hingehst? Notovich?«

Es war das erste Mal, dass sie ihn so nannte. Es klang wie ein Name aus einem Geschichtsbuch. Ein Name mit einer Vergangenheit. Einer belasteten, aber glorreichen Vergangenheit. Er murmelte: »Wir werden sehen«, und stand auf.

Es hatte aufgehört zu regnen. Er betrachtete den glitzernden Straßenbelag, als Linda in ihrem Twingo angefahren kam.

»Nicht mit den Füßen auf meine Pasta«, sagte sie, während sie die Einkaufstüte unter seinen Beinen hervorzog und auf die Rückbank warf. »Sonst nörgelt Wim nachher, dass meine Cannelloni nach Schweißsocken riechen. Du weißt ja, Wim riecht alles. Der Mann ist

hypersensibel.«

Notovich versuchte, ein Gespräch über Lindas Männer zu vermeiden. Sie hatte eine Reihe von katastrophalen Beziehungen hinter sich. Linda war auch nicht einfach, aber sie schien immer an die Falschen zu geraten: Entweder gingen sie fremd oder waren verheiratet, schlugen Frauen oder wollten selbst geschlagen werden, standen auf kleine Jungen oder bewahrten in ihrem Portemonnaie ein Foto von Adolf Hitler auf.

»Es liegt an mir, ich ziehe es einfach an«, sagte sie dann. »Vielleicht finde ich tief im Inneren, dass ich es nicht besser verdiene.« Das hatte sie in irgendeinem Magazin gelesen. Im Laufe der Zeit wurde sie allerdings immer kritischer und misstrauischer. Sie setzte die Männer bei der geringsten Kleinigkeit vor die Tür. Wenn es schlecht lief, nahm sie zehn Kilo ab; wenn sie wieder Single war, nahm sie fünfzehn Kilo zu. Eines Tages beschloss sie, dass es für ihre Figur besser wäre, wenn sie es bei einem Mann aushalten und diesem bedingungslos vertrauen würde. Und Wim war der Glückliche. Aber auch Wim sollte irgendwann dahinterkommen, dass es eigentlich nur einen Mann in ihrem Leben gab, dem sie bedingungslos treu blieb. Das war Mischa.

»Ich hab nicht viel Zeit. Wim möchte, dass ich da bin, wenn er nach Hause kommt. Auch wenn er sich nie traut, es zu sagen.«

Notovich nickte.

»Wie war's?«, erkundigte sie sich in einem Ton, als ob er eine Klassenarbeit geschrieben hätte.

»Gut.«

»Ich gehe morgen einfach mit.«

»Kommt nicht infrage.«

Sie schaltete aus Versehen in einen zu niedrigen Gang, der Motor heulte auf. Ruppig schaltete sie zurück und seufzte verärgert.

Linda war zwei Jahre jünger als er. Ihre Mutter, Anya Notova, war eine russische Ballerina, die in den Siebzigerjahren in den Westen geflüchtet war. Sie war damals schon mit Mikhael schwanger, dank einer Begegnung mit einem hohen Funktionär der Kommunistischen Partei, der ein ungesundes Interesse für Tänzerinnen hatte. Er verlangte sofort eine Abtreibung, aber Anya war ein tief religiöses Mädchen. Sie

bat in Paris um Asyl und fand eine Anstellung bei einer großen Ballettgesellschaft, die viel herumreiste.

Bei einem Empfang in Den Haag lernte sie einen niederländischen Diplomaten kennen, der ihr ein Gefühl der Geborgenheit gab. Sie heirateten schnell und bekamen noch ein Kind, Linda.

Anya war schwermütig. Es gab aber auch kurze Phasen, in denen sie die Kinder in teure Opernvorstellungen oder auf Kurztrips nach Paris und Warschau mitnahm. Manchmal verschwand sie plötzlich für ein paar Tage, ohne etwas von sich hören zu lassen. Sie schien glücklich zu sein über ihre beiden Kinder. Mit Mikhael und Linda sprach sie Russisch, wodurch der Vater die Witze bei Tisch nicht verstehen konnte.

Die offizielle Todesursache war eine verschleppte Lungenentzündung, Notovich war allerdings davon überzeugt, dass es unheilbares Heimweh nach Russland gewesen war.

Sein Stiefvater merkte, dass Mikhael am meisten unter dem Verlust litt. Er versuchte verzweifelt, neu anzufangen, und trat eine Stelle in Madrid an, womit er seine Chance auf eine Beförderung verspielte. Doch in dieser fremden Umgebung wurden die Kinder immer mehr aufeinander zugetrieben. Nichts konnte die beängstigende Leere im Leben des kleinen Jungen füllen, auch nicht die noch jüngere Linda. Bei Tisch sprachen sie Niederländisch und ab und zu ein Wort Englisch oder Spanisch. Mikhael notierte alle russischen Vokabeln, die er von seiner Mutter gelernt hatte, um sie nicht zu vergessen. Und wenn nötig, könnte er sie dann auch Linda beibringen. Er nahm sich vor, später nach Moskau zu gehen. Die beiden Kinder schliefen in einem Bett, gingen zu zweit in die Wanne und zogen sich zusammen in eine Welt zurück, die immer kleiner wurde.

Ihr Vater sah, dass das Verhältnis allmählich etwas Unnatürliches bekam, auch wenn Mikhael erst elf war und Linda acht. Mikhael wurde ein aufsässiger Schüler. Er war ein Einzelgänger, der kein Bedürfnis nach der Anerkennung von Freunden zu haben schien. Schon allein deshalb übte er auf seine Klassenkameraden eine merkwürdige Anziehungskraft aus. Mitunter überredete er sie zu gefährlichen Spielen und die Klagen von anderen Eltern häuften sich. Mikhael blieb manchmal tagelang dem Unterricht fern. Niemand hatte ihn im Griff.

Nach zwei Jahren kehrte die Familie wieder nach Den Haag zurück, wo die Kinder in verschiedene Schulen gesteckt wurden. Beim Umzug verlor Mikhael das Heft mit den russischen Vokabeln. Sein Vater hatte es wahrscheinlich an sich genommen, und es hatte keinen Sinn, danach zu fragen, das wusste er genau. In Den Haag wurde alles anders. Linda fand schnell Anschluss in der Schule und begann immer mehr, ein eigenes Leben zu führen. Mikhael zog sich in seine Musik zurück. Als er anfang aufzutreten, nahm er den Namen seiner Mutter an, um sie nie zu vergessen.

»Mischa ... nun sag doch was.«

Notovich schaute sie an. Wo wäre er ohne Linda? Er würde gern offener zu ihr sein. Ehrlicher. Es war ihm gelungen weiterzuatmen. Es war ihm gelungen, aus dem Bett zu kommen, auf die Straße zu gehen und eine Therapie zu machen. Aber wenn er die Kontrolle nur für einen Moment verlor, sah er sofort das strudelnde schwarze Loch wieder vor sich. Er würde sein Leben nie zurückerhalten. Nicht, solange er nicht wusste, was er Senna angetan hatte.

Als Linda ihn nach Hause brachte, war eine Nachricht von seinem Agenten Bröll auf dem Anrufbeantworter.

»Ich bin's, Noto. Ich habe großartige Neuigkeiten! Aber das möchte ich lieber nicht am Telefon besprechen. Ich bin um acht in ›Het Luipaard‹. Bitte komm. Wirklich, ich meine es ernst. Wir haben etwas zu feiern. Bring meinerwegen deine langweilige Schwester mit, wenn es unbedingt sein muss.« Er schwieg einen Moment, als ob ihm etwas bewusst würde, und fügte dann hinzu: »Hallo, Linda. Dir auch ein herzliches Willkommen.«

Linda schüttelte mitleidig den Kopf. Sie konnte Bröll nicht ausstehen. Er dachte ihrer Meinung nach zu viel an Sex und teilte diese Gedanken zu oft mit anderen Leuten. Außerdem vertraute sie Bröll nicht. Womit hatte dieser Mann sein Geld verdient, bevor er Notovich kennengelernt hatte? Bröll ließ das immer im Vagen. Mal war er Makler gewesen, dann wieder Zauberkünstler oder Gebrauchtwagenhändler.

»Wenn Gebrauchtwagenverkäufer der Deckmantel ist, wie schlimm muss dann erst die Wahrheit sein?«, fragte sie sich laut. Notovich zuckte mit den Schultern. Er hatte eine Schwäche für den ungreifbaren Bröll. In den letzten beiden Jahren hatte ihn dieser nicht ständig bedrängt, wann er wieder aufzutreten gedenke. Und das, obwohl Notovich der einzige Klient war, an dem er je etwas verdient hatte.

»Vielleicht solltest du hingehen«, sagte Linda, als sie sah, dass er nicht ganz abgeneigt war. Sie fand es wichtig, dass Mikhael so viel wie möglich rauskam. Sie hatte nur Angst, dass Bröll ihren Bruder wieder für Auftritte begeistern würde.

Unter der Dusche beschloss er, sich den Bart abzurazieren.

»Weißt du, wo der Rasierschaum steht?«, fragte er. Linda blätterte gerade seine Post durch. Das war Routine, denn sie bezahlte all seine Rechnungen.

Sie schaute ihn an.

»Rasierschaum? Bist du sicher?«

»Nein.«

»In dem Schränkchen unter dem Waschbecken, glaube ich. Soll ich

sonst mal nachsehen?«

»Weißt du was ... ich mach es morgen.«

»Nein, es ist eine gute Idee. Ich will dich mal ohne dieses Winterfell im Gesicht sehen.«

Er kramte in dem Schränkchen. Ganz hinten fand er eine neue Dose Rasierschaum, ein eingepacktes Rasiermesser und eine Schere, mit der er die größte Behaarung wegschneiden konnte.

Vorsichtig schnitt er das erste Haarbüschel ab. Es fühlte sich komisch an.

»Übrigens, ich habe einen Brief von deinem Anwalt in Paris bekommen«, sagte sie auf einmal.

Er legte die Schere aufs Waschbecken.

»Die französische Polizei will deine Adresse haben. Sie gehen offenbar davon aus, dass ich weiß, wo du wohnst.«

»Aber das weißt du nicht. Oder?«

»Darum geht es nicht. Vielleicht kommen sie demnächst vorbei, um sich danach zu erkundigen, und was soll ich dann sagen?«

»Hattest du nicht eine Anwältin?«

»Die erwische ich nicht. Aber es ist mir auch schnurzegal, was die sagt. Ich weiß einfach nicht ..., wie ich lügen soll.«

Sie wich seinem Blick aus. Endlich stellte er die Frage, die die ganze Zeit zwischen ihnen gestanden hatte, unbehaglich schweigend wie ein Gast, der weiß, dass er nicht willkommen ist.

»Linda, glaubst du, dass ich es getan habe?«

»Fängst du jetzt wieder damit an?«

»Wieder? Wir haben nie darüber gesprochen.«

»Dummkopf!«, sagte sie, während sie aufstand.

»Heißt das ja oder nein?«

»Du bist mein Bruder und damit basta.«

Sie überredete ihn, sich doch zu rasieren. Danach zog sie einen Anzug aus dem Schrank, den sie in einem Online-Warenhaus für ihn gekauft hatte. Er war viel zu weit, weil Notovich sehr abgenommen hatte, aber er stand ihm gut. Linda strich über seine glatten Wangen und seufzte, was für ein hübscher Kerl er doch sei. Sie kämpfte auf einmal mit den Tränen. Er küsste sie und sagte leise: »Danke.« Sie

errötete und begann aufgeregt zu plappern, bis ihr Handy klingelte.

»Ja, Wim«, stöhnte sie. »Ich weiß, dass das Essen noch nicht fertig ist. Aber ich esse heute Abend außer Haus, mit einem sehr attraktiven Mann. Schieb dir 'ne Pizza in die Mikrowelle.«

Vor dem Eingang des Restaurants blieb Notovich stehen. Drinnen war es voll. Er war schon lange nicht mehr in einem Restaurant gewesen und hatte keine Ahnung, ob die Leute ihn erkennen würden, jetzt, da sein Bart ab war. Außerdem sah er Bröll nicht.

»Ist auch schwierig bei jemandem, der mit dem Kopf nicht über den Tisch reicht«, fand Linda. Bröll maß tatsächlich nicht mehr als einen Meter sechzig. »Vielleicht sitzt er im Ballbecken und macht sich an jemanden in seiner Größe ran.«

Sie schob ihren Bruder hinein. Bröll erwartete sie in einem engen, glänzenden Anzug mit schwarzem Hemd.

»Maestro!«

Notovich beugte sich vor, damit Bröll ihn umarmen und über seine glatten Wangen streichen konnte. Linda gab er brav die Hand. Das Licht und das Klirren von Besteck taten Notovich weh, als ob alles zu laut aufgedreht wäre. Bröll bestellte sich einen Whisky und fragte, was die anderen wünschten. Notovich wollte nur Wasser. Bröll kicherte angespannt und bestellte ihm übermütig einen Orangensaft, wobei er der Kellnerin verschwörerisch zuzwinkerte. Danach studierte er zehn Minuten lang schweigend die Speisekarte und orderte, ohne die Meinung seiner Gäste einzuholen, ein ausgiebiges Menü für alle drei.

Dann erst kam er zur Sache. Er habe eine Plattenfirma dazu gebracht, eine CD mit älterem Material von Notovich zu veröffentlichen. Es gehe um eine drei Jahre alte Aufnahme mit Präludien von Rachmaninow. Er habe eine Beteiligung ausgehandelt, und zwar eine hohe; bei Vertragsunterzeichnung würden sie einen großzügigen Vorschuss empfangen.

Als sie nicht sofort begeistert reagierten, fragte er, was an diesem Deal falsch sei.

»Ich denke, Mikhael wird die Aufnahmen erst hören wollen, bevor er etwas dazu sagen kann«, meinte Linda.

»Nun, dann fragen wir den Maestro selbst. Noto?«

Notovich wusste genau, um welche Aufnahmen es sich handelte. Sie waren in Paris gemacht worden. Im Geist sah er Senna wieder im Studio sitzen und verträumt mitdirigieren. Später an jenem Abend waren sie schweigend an der Seine entlanggestreift, und er hatte Senna das Zigarrrauchen beigebracht. Die Plattenfirma wollte damals unbedingt, dass Notovich eine CD mit diesen Präludien aufnahm, obwohl er es nicht so damit hatte. Er tat, was sie verlangten, bat aber immer wieder, auch etwas von Liszt einspielen zu dürfen. Glücklicherweise gab die Plattenfirma im letzten Moment nach. Die CD mit Etüden von Liszt wurde ein Riesenerfolg. Und jetzt hatte jemand diese alten Rachmaninow-Aufnahmen wieder ausgegraben, wahrscheinlich auf Drängen von Bröll. Der war nämlich immer knapp bei Kasse, dank einer Reihe sorgfältig verschwiegener Süchte, die er einmal in einem Anflug seltener Offenherzigkeit (er war betrunken) sein »Glückspaket« genannt hatte: teure Kleidung, teures Essen, teure Frauen und dazu trinken, zocken und ab und zu eine Nase Koks. In willkürlicher Reihenfolge.

»Ich weiß nicht«, sagte Notovich.

Er hatte seit Ewigkeiten kein Klavier mehr angerührt, trotzdem gingen jeden Monat Schecks von seinen CD-Verkäufen ein. Je länger er von der Bühne weg war, desto spannender schien er in den Augen des Publikums zu werden. Sennas Verschwinden und Notovichs rätselhaftes Verhalten waren ein unerschöpflicher Quell von Tratsch, Gerüchten und Theorien. Im Internet erlangte er allmählich Kultstatus. Der Verkauf stieg immer weiter, aber Notovich wollte nichts davon wissen. Er beauftragte Linda, das ganze Geld für wohltätige Zwecke zu spenden. Sie sträubte sich zuerst, doch er war unerbittlich. Seine Musik hatte Senna in den Tod getrieben. Das stand für ihn fest. Es war Blutgeld.

In regelmäßigen Abständen legte Linda ihm nun eine Liste von Hilfsorganisationen vor. Praktisch, wie sie war, ging sie systematisch heran. Sie überwies zunächst große Summen an die Nierenstiftung, die Augenstiftung und die Magen-Leber-Darm-Stiftung. Als sie alle Organe durchhatten, wechselten sie zu den Krankheiten über. Notovich konnte nicht beurteilen, welche die schlimmste war, also wurde alphabetisch verfahren: A wie Asthmafonds und Aidsfonds, D wie

Diabetesfonds, K wie Krebsfonds, M wie ME und, nicht zu vergessen, MS. Danach nahmen sie internationale Probleme in Angriff. Zuerst mit Kindern: War Child, Chancen für Kinder, Child Care Afrika. Dann vertieften sie sich in erwachsenere Probleme, wie die Hungerfrage und die Erwärmung (oder Abkühlung, wie hartnäckige Querköpfe behaupten) der Erde.

Linda muckte hin und wieder auf.

»Du kannst doch nicht dein ganzes Geld verschenken und selbst in einem feuchten Keller verrotten?«

Bröll wusste davon, mischte sich aber nicht ein.

»Das ist ein brillanter Deal«, sagte er.

»Für dich vielleicht«, entgegnete Linda.

Notovich bedeutete ihr, den Mund zu halten. Sie machte eine entschuldigende Geste und legte ihre Hand auf die ihres Bruders.

»Ich will kein Geld verdienen mit dieser Musik. Das weißt du«, sagte Notovich.

»Aber ich dachte, weil es um Rachmaninow geht und nicht um Liszt ...«, begann Bröll. »Es war doch nur Liszt, womit du ... ein Problem hast?«

»Wir überlegen es uns noch«, sagte Linda mit einem vernichtenden Blick auf Bröll. »Nicht wahr, Mischa? Der Stiftung Eichhörnchenasyl haben wir noch nie etwas gespendet.«

Bröll nahm einen kräftigen Schluck Whisky und rührte seine Vorspeise nicht an. So angespannt hatte Notovich ihn nicht oft gesehen. Er bereute es, dass er sich in das Restaurant hatte locken lassen. Er spürte die neugierigen Blicke der anderen Gäste. Als der erste Gang abgetragen wurde, tippte ihn ein älterer Mann auf die Schulter.

»Sind Sie vielleicht Notovich, der Pianist?«

»Na und?«, fragte Bröll in drohendem Ton, um seinen Klienten zu schützen.

»Lass sie doch, Jan«, sagte die Frau neben dem Mann, der das Gespräch eröffnet hatte. »Du siehst doch, dass die Leute in Ruhe essen wollen.«

»Nein«, sagte der Mann entschieden. »Ich finde, dass sie das hören sollten.«

Noch bevor Bröll das Ehepaar vertreiben konnte, begann der Mann mit seiner Geschichte.

»Unser Sohn ist voriges Jahr bei einem Unfall ums Leben gekommen. Meine Frau hat seinen Tod nicht verwunden. Ich selbst bin ja ziemlich nüchtern, doch sie nimmt alles viel schwerer. Ich vermochte sie nicht zu trösten. Wir drifteten auseinander; ich sah, wie meine Frau immer tiefer in ihrem Kummer versank, und konnte ihr nicht helfen. Aber Ihre Musik hat ihr geholfen. Tagaus, tagein hat sie Ihre Aufnahmen gehört, und mit jedem Tag ging es ihr ein Stück besser. Es ist ein Wunder. Ich verstehe nichts von Musik, doch ich weiß, dass Ihr Spiel etwas hat ... etwas, das mit Harriets Schmerz zu tun hat.«

Die Frau wurde bleich bei der Erinnerung an ihr Leid und nickte ab und zu. Als ihr Mann ausgedet hatte, legte sie ihre Hand auf Notovichs Arm.

»Danke«, sagte sie leise. »Sie wissen nicht, was mir das bedeutet.«

Sie weinte. Ihr Mann strich ihr sanft über den Rücken. Es war eine Geste, die Notovich hätte rühren müssen. Stattdessen schob er die Hand der Frau weg und sagte: »Mensch, mach doch 'ne Therapie.« Dann lief er ohne Jacke in die Nacht hinaus.

Die älteren Leute zogen sich rasch zurück. Bröll reichte Linda ein Taschentuch, mit dem sie sich die Augen abtupfen konnte. Danach blieben sie eine Weile schweigend sitzen, wie ein Ehepaar, das sich schon seit Jahren nichts mehr zu sagen hat.